

**Zeitschrift:** Appenzeller Kalender  
**Band:** 209 (1930)  
  
**Artikel:** Der Führer  
**Autor:** Nägeli, Albert  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-374835>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 25.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Der Führer.

Von Dr. Albert Nägeli, Trogen.

Ein gelinder Föhn hatte seit einer Woche den Himmel offengehalten und uns ein paar prachtvolle Herbsttage beschert. Was Wunder, wenn wir dem Locken der weißen Gipfel, die aus dem farbenrauschenden Tiefland zum reinen, dunkelblauen Himmel emporstiegen, nicht mehr widerstehen konnten, Rucksack und Pickel kurz entschlossen hervornahmen und selbstweit mit dem nächsten Zug nach Linthal fuhren, um unserem alten Freunde, dem Tödi, noch einen letzten Besuch in diesem Jahre abzustatten. Wie sind die Berge schöner, ihre mächtigen Formen plastischer und wuchtiger, nie die Aussicht ungetrübt als in solchen klaren Tagen des Spätjahres, wenn der weiche, schummerige Dunstschleier, der im Sommer auf dem Hügel- und Flachland und in den Tälern liegt, aber auch oft die Gipfel neidisch verhüllt, wie weggeblasen ist und das schöne Relief unseres Landes die geheimsten und feinsten Falten, Risse und Windungen offenbart wie ein Porträt von Gips. Der Herbst ist einsam, sagt der Japaner. Er ist nirgends einsamer als im Gebirge. Nichts, was die Stille störte, kein Touristenschwarm, keine Herdenglocken, kein Räuchlein, das aus einer gastlichen Sennhütte emporstiege, kein Rauchzer; nur das eintönige Rauschen der Gebirgswasser, der heisere Schrei eines Raubvogels oder einer Dohle zeigen an, daß das Leben nicht erstorben sei, sondern die Natur sich bloß zur großen Ruhe rüste.

In Linthal schauten uns die Leute halbverwundert nach, was wir wohl noch im Sinne hätten zu so später Jahreszeit. Uns selber stiegen wohl etliche Zweifel auf; denn der bis vor kurzem wolkenlose Himmel hatte sich allmählich mit einem gleichmäßigen bleiernen Grau überzogen; über den Klausenpaß her wehte ein kalter Wind und ließ uns erschauern, während von Zeit zu Zeit ein kühler, heimtückischer Regentropfen Gesicht und Hände traf. Immerhin, es war ja möglich, daß der Föhn von neuem wieder Herr würde und das drohende Unwetter verscheuchte. Wir zogen tüchtig aus, um noch vor Einbruch der Nacht die Fridolinshütte zu erreichen. Nicht weit vom Bahnhof kam uns ein nach altväterischem Schnitte grau gekleideter älterer Mann in voller Bergausrüstung entgegen, durch das große Metallschild an der linken Seite als Führer kenntlich, und bot uns seine Dienste an. Wir waren ein wenig verwundert, um diese Zeit, da die eigentliche Bergsaison längst vorüber war, einen Führer am Bahnhofe zu finden, und wir überlegten, was wir tun sollten. Wir waren zu zweit; die Tour, die wir vorhatten, war nicht leicht, und im Hochgebirge ist es immer ratsamer, zu dritt zu gehen als zu zweit; also verständigten wir uns mit dem Manne, nachdem wir ihm unser Ziel bekannt gegeben: Ueber das Grünhorn und die Ostflanke des Tödi hinauf zum Ruseingipfel. Er reichte mir sein Führerbuch, das vergilbt aussah und muffig roch, und das ich ihm, nachdem ich einen flüchtigen Blick hineingetan, gleich wieder zurückgab. Sein

Name, Zurgilgen, machte mich stutzen. Wie kam der ins Glarnerland? Sein Dialekt klang fremd und wies nach dem Oberwallis. Da wir uns beeilen mußten, konnte ich kein langes Verhör anstellen. Droben in der Hütte, wenn das Feuer im eisernen Ofen heimelig knisterte und die kalte Bergluft durchwärmte, würde sich ja alles erklären. Wahrscheinlich war er mit einem Fremden vom Wallis herübergekommen und nun froh, daß er vor seiner Rückkehr in die Heimat unverhofft Gelegenheit fand, noch etwas zu verdienen.

Ohne viel zu reden, schritten wir über den Talboden nach der Tierfehd, wo sich der Wirt vermunderte, daß wir zu dieser Zeit den Tödi besteigen wollten, und mit sichtlichem Befremden unsern Führer vom Kopf bis zu den Füßen maß. Traute er ihm nicht recht? Jedenfalls mußte er ihm völlig unbekannt sein. In der Wirtsstube trafen wir zu unserer Ueberraschung zwei junge Bergsteiger, gut ausgerüstet wie wir, die eben ihre Mahlzeit beendet hatten und nun aus kurzen Holzpfaffen gemütlich qualmten. Sie kamen, wie sie erzählten, vom Hausstock und Ruchi her, konnten nicht genug die herrliche Aussicht, die strahlende, fast sommerlich warme Sonne dort oben rühmen, und wie sie, um ihre Ferientage glanzvoll abzuschließen, im Sinne hätten, den Tödi noch mitzunehmen, in der Hoffnung, daß die gegenwärtige Trübung des Wetters nur vorübergehend sei. Als wir ihnen unsern Plan auseinandersetzten, waren sie gleich begeistert dafür und fragten höflich, ob sie sich uns anschließen dürften; sie seien beide geübt und würden gerne ihren Anteil am Führerlohne bezahlen. Die beiden jungen Leute machten einen vertrauens-erweckenden Eindruck, bescheiden, ohne Aufdringlichkeit und Brählerei; trotzdem sie, wie sich aus dem folgenden Gespräch ergab, schon ansehnliche Touren miteinander ausgeführt hatten. Deshalb nahmen wir keinen Anstand, sie zu versichern, ihre Begleitung werde uns angenehm sein. Auch unser Führer schien einverstanden und nickte zustimmend. Doch entging mir nicht, daß ein lauernder Blick unter den buschigen, grauen Augenbrauen einen nach dem andern musterte und die dünnen, zusammengekniffenen Lippen ein paarmal zuckten. Erst jetzt fiel mir auf, wie fahl sein Antlitz war und wie fast unbeweglich und starr seine Gesichtszüge. Der Mann wurde mir ungemütlich; ich schaute meinen Freund Dr. Brunnhofer an; er zog die Stirn in Falten und hatte offenbar die gleichen Gedanken wie ich. Wie gerne hätten wir den Führer jetzt abgeschüttelt; allein das war nicht mehr möglich, und bis wir einen andern zur Stelle gebracht hätten, wäre kostbare Zeit verloren gegangen. Und wer weiß, vielleicht sahen wir Gespenster, wo keine waren, und taten dem guten Manne, nur weil er einsilbig und verschlossen war, Unrecht.

Bald darauf waren wir auf dem Wege zur Bantengbrücke, wo die Linth in einer furchtbar engen Schlucht zwischen zwei senkrechten Felswänden hindurch sich



zwängt. Unheimlich schwer scheint der Selbsanst sich einem auf die Brust legen zu wollen, so daß man aufatmet, wenn man das langgestreckte Tal der Sandalp betritt und rechts und links wieder Platz genug hat, um sich zu vertun. Ein dunkler Felszirkus schließt die Aussicht nach hinten ab, über den weißschäumend der Staffelbach in unzähligen Fällen zur Tiefe stürzt. Und über ihm lagert, auf schweremäßigem Unterbau, die ungeheure stumpfe Pyramide des Tödi mit der weißen Firnkuppe, deren Abbrüche grün und falsch schillern, wie die Augen eines Raubtieres, das lüftern und heutigierig die winzigen Menschlein da unten am Ufer des Baches erspäht hat. Einsam und verlassen fühlten wir uns in dieser übermächtigen Wildnis, und die verschlossenen leeren Sennhütten verstärkten diesen Eindruck. Sogar unsere munteren jungen Begleiter verstummten allmählich. Am rauschenden, milchigen Bergbach rasteten wir einen Augenblick. Freund Brunnhofer bückte sich über eine sandige, feichte Stelle am Ufer und zog ein ausgewaschenes, weißes Knöchelchen heraus, das er mit finsternem Gesichte betrachtete.

„Weißt du, was das ist?“ wandte er sich an mich, indem er mir das Fundstück vor die Augen hielt, und ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Ein menschliches Schlüsselbein ist's“.

Schweigsam gingen wir weiter. Ueber steile Grasbaldden hinauf führte der Zickzackweg, auf dem einer hinter dem andern gleichen Schrittes emporstieg. Das absterbende Gras durchtränkte die kühle, feuchte Abendluft mit jenem Verwesungsdufte, der wie ein Gemisch von Baldrian und Moder riecht. Nur dann und wann blühte eine verspätete Bucherblume oder ein aufgeschossener gelber Hahnenfuß verlassen und fremd aus diesem Todesgarten heraus, ein letztes Heimweh nach dem geschiedenen, allzu kurzen Bergsommer. Schon dunkelte der Abend. Nebel begannen wie die Geister von Verstorbenen umherzuschleichen. Auf einmal entzündete sich das Gewölk über uns blutig rot, während schwarz und drohend das Gewände der Felsen vor uns stand. Da durchschnitt ein Fauchzer grell und häßlich die beklemmende Stille. Wir fuhren zusammen und schauten uns an. Es war unser Führer gewesen. Und jetzt kam das Echo von der Wand wieder, hohl und hämisch gellend. War das wirklich ein Echo? Klang es nicht, wie wenn jemand dort oben fauerte und Antwort gäbe auf ein verabredetes günstiges Zeichen? Vom Gletscher wehte es uns eiskalt an. Schon sehen wir die tückischen, bloßgedeckten Spalten gähnen, die Eisstürze und -türme. Gottlob, daß die Hütte nicht mehr weit ist. Warum müssen mich auch heute gerade die düsteren Gedanken verfolgen? Hoffentlich ist morgen wieder blauer Himmel und Sonnenschein. —

Endlich saßen wir wohlgeborgen unterm heimeligen Dache, an dem der Nachtwind rüttelte. Der Führer kochte schweigend unser bescheidenes Mahl, von dem er selbst nur wenig genoß. Doch schien er jetzt etwas aufzutauen, erzählte mit rauher, tonloser Stimme aus seiner Heimat, dem Wallis, von den Bergriesen Bermattz, und erwies sich im übrigen so dienstfertig, daß ich ihm heimlich Abbitte tat. Ermüdet legten wir

uns bald auf die Britschen und wickelten uns in die Wolldecken warm ein. Zurgilgen ging hin, um die Lampe zu löschen. Dabei schaute er die Liegenden noch einmal an. Ein Grinsen verzerrte sein Gesicht und ließ die zwei Reihen seiner starken gelben Zähne heraustreten, gerade wie ... Nun sah er nach dem Fenster; ich folgte seinem Blicke und erschrak. Der Widerschein des flackernden Lichtes malte auf dem nächtlichen Dunkel der Scheibe ein bleiches Antlitz mit einer blutigen Schramme über der Stirne. Oder war es ein wirkliches Gesicht, das da herschaute? Ich konnte nicht mehr hinsehen, schloß zitternd die Augen und legte mich zur Seite. — Die Lampe erlosch.

Ausbruch! Neblige, nasse Kühle schlägt uns entgegen, wie wir in das Dunkel des frühen Morgens hinaustreten. Unfreundlich und bissig fährt uns der Wind ums Gesicht und verschleucht die Schlaftrunkenheit mit einem frischen Sprühregen. Sollen wir nicht lieber umkehren? Wir könnten noch den schönsten Tag bekommen, wir sollten uns nicht abschrecken lassen, meint jedoch unser Führer in einem gewissen ironischen Ton. Also, vorwärts, über Gras zuerst, dann über Geröll und Schutt und schließlich über glashart gefrorenen, schmutzigen und höckrigen Firn zu einer Schneewand, die aus dem düstern, unsichern Zwielichte unvermittelt heraussteht, und deren Fläche von schwarzen Felsrippen durchbrochen wird. Zurgilgen ist ein anderer geworden. Unruhig und nervös geht er voran, so daß wir ihm kaum folgen können. Seine zitternden bleichen Nasenflügel wittern nach der Höhe, wie die Rüstern eines ungeduldigen Pferdes, wie wenn er es nicht erwarten könnte, bis wir oben seien. Leise, aber scharf und durchdringend pfeift er durch die Zähne. Von oben herab tönt es ebenso geheimnisvoll zurück. Ein Stein saust in rasender Drehung an meinem Ohre zischend vorbei. Ich blicke hinauf. Ist's Täuschung, ist's Wirklichkeit? Droben auf dem Kamme scheint eine graue Gestalt zu stehen, die Zurgilgen zuwinkt. — Bald ist der Sattel zwischen Grünhorn und Tödiwand erreicht; von nun an geht's langsamer, am sicheren Seil, die Wand hinauf, ich als zweiter, Brunnhofer als letzter, über schiefe abwärtsgeneigte, schwierige Platten, die zudem noch naß sind, so daß größte Vorsicht geboten ist. Ein Ueberhang taucht auf. Hoffentlich gleitet keiner aus; hier gab's kein Halten mehr, und alle sind angefeilt. So leidenschaftlich gern ich sonst klettere, hier macht es mir kein Vergnügen mehr; es muß etwas in mir stecken; meine Beine sind wie Blei, und ich atme mühsam. Wie eine Kaze schleicht Zurgilgen empor. Seine Nagelschuhe geben keinen Laut, sie scheinen den Felsen nicht zu berühren. Und wieder ist mir's, als klettere, einen Steinwurf weg von uns, ein Schemen, grau wie Nebel, und schaue sich von Zeit zu Zeit nach uns um. Jetzt verschwindet es hinter einem Vorsprung. Das Grauen packt mich stärker und stärker.

Plötzlich ein Schrei hinter mir, ein heftiger Ruck am Seil, ich stürze, bleibe jedoch an einem Felszacken hangen und klammere mich an einen kaum hervorstehenden Griff. Hinter mir ist das Seil zerissen und baumelt über die Felsen hinunter, und



tief, tief unter mir sperren die Schlünde des Biser-  
tengletschers ihre schwarzen, gierigen Mäuler auf und  
erheben sich, drohend wie Geisterhände, grünliche Eis-  
zacken. Ich schreie zum Führer hinauf um Hilfe.  
Doch nein, es ist nicht möglich! Zurgilgen hat sich  
losgefeilt, hockt auf einer Felsplatte und lacht wie-  
hernd und gräßlich, wobei seine tief in den Höhlen  
liegenden Augen wie zwei unheimliche Feuer funkeln.  
Aber woher kommt denn der andere mit der blutigen  
Schramme auf der bleichen Stirne, der, die Knie an  
die Brust gezogen, neben mir kauert und mich mit  
seinen breiten, braunen Schwefelzähnen anblickt? In  
Todesangst und Entsetzen hange ich da. Jetzt hebt  
eine knochige Hand einen Stein auf und wirft ihn  
nach mir. Er zerschmettert mir die Finger, die sich  
in den Stein gekrallt ha-  
ben. — Ich lasse los —

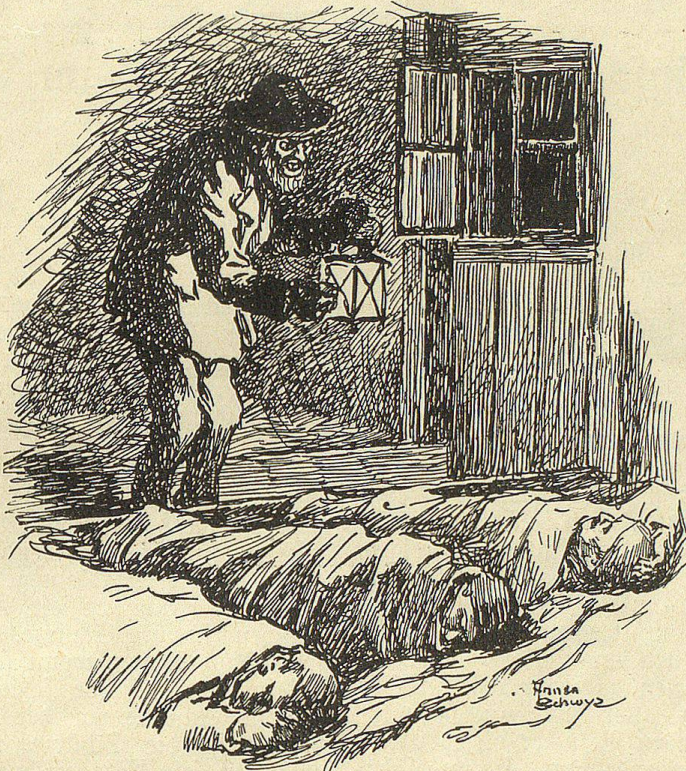
„Zum Donner, was ist  
dir?“ Der Schein einer  
Taschenlampe blendete  
meine Augen und be-  
leuchtete das erschrockene  
Antlitz Brunnhofers, das  
sich über meines beugte.  
Wirr schaute ich umher  
und atmete erleichtert  
auf, als ich gewahr  
wurde, daß ich in der  
sichern Hütte lag und  
alles nur ein Traum ge-  
wesen sei. Ich mußte laut  
geschrien haben; denn  
alle waren wach gewor-  
den. Mein Herz klopfte  
zum Zerspringen, und  
mein ganzer Körper war  
schweißgebadet. Als ich  
den andern sagte, ich  
hätte schwer geträumt,  
beruhigten sie sich, und  
alle suchten wieder den  
Schlaf für die kurzen  
Stunden bis zum Auf-  
bruch.

Am Morgen war's so, wie ich geträumt hatte:  
trüb, regnerisch und nachtschwarz. Mit hochaufgestül-  
p-tem Rockragen und die Hände in die Hosentaschen  
vergrabend, standen Brunnhofer und ich vor der  
Hüttentüre. „Bei solchem Wetter hat's wirklich nicht  
viel Sinn, da hinauf zu klettern,“ meinte mein  
Kamerad und wies auf die Steilwand, die allmählich  
aus dem Dämmergrau des Morgens verschwommen  
und riesenmäßig sich herauszulösen begann. Ich  
erzählte ihm meinen Traum, und da dieser mir alle  
Freude an der Fortsetzung der Tour genommen hatte,  
war ich damit einverstanden, umzukehren.

Zurgilgen vernahm unsern Entschluß nicht gerne.  
Das Wetter sei nicht böß; Sonne und Föhn würden  
ganz sicher Meister. Unsere jungen Begleiter wollten  
auch von einer Umkehr nichts wissen, sondern allein  
mit dem Führer gehen.

„Sie werden es ganz sicher bereuen, wenn Sie  
wieder unten sind,“ meinte der eine.

Wir drückten Zurgilgen noch ein Trinkgeld in die  
Hand, die sich feucht und kalt anfühlte, — und bald  
darauf stapften die drei aufwärts. Lange schauten  
wir ihnen nach, bis ein Nebelschwaden sie unsern  
Blickern entzog. Aber noch konnten wir die hellen  
Fuchzer hören, die von den Flüssen widerhallten.  
Zögernd machten wir uns für den Abstieg fertig.  
Hätten wir nicht doch mitgehen sollen? Wegen eines  
dummen Traumes, eines ganz sicher unbegründeten  
Misstrauens und ein wenig unsichern Wetters! Ver-  
drossen stiegen wir zu Tal und mußten uns unten  
erst recht ärgern, als wirklich gegen den späten Vor-  
mittag die Sonne Meister wurde, der Himmel auf  
einmal reingefegt war  
und das Herbstgold über  
alle Höhen und Hänge  
rieselte. Jedoch völlig ge-  
schlagen gaben wir uns  
nicht. War uns der Tödi  
entgangen, so nahmen  
wir's mit einem andern  
auf, und deshalb waren  
wir bald entschlossen,  
von Braunwald aus  
Touren zu machen.



Als wir nun beim  
herrlichsten Wetter auf  
den Ortstod kletterten,  
schauten wir oftmals hin-  
über nach dem Tödi. —  
„Was die wohl machten  
da drüben? Ob sie wohl  
noch einige Tage geblie-  
ben sind? Haben's die  
schön gehabt! Man könnte  
sich die Haare ausraufen!  
Der Ortstod wäre uns ja  
trotzdem nicht entgan-  
gen.“ Doch es hatte kei-  
nen Zweck, sich über das  
Unabänderliche zu grä-  
men, besonders wenn

man so schöne Stunden genießen durfte wie wir. In  
vollen Zügen kosteten wir dann die klaren Tage,  
ließen Auge und Seele weiden in zufriedenem Glück,  
bis uns die Pflicht wieder hinunter rief.

In Linthal trafen wir den Wirt des Hotels Tödi  
in der Tiersehd auf der Straße, umgeben von einer  
Anzahl Bergführer. Er kam bleich und aufgereggt  
auf uns zu.

„Sie können von Glück sagen, daß Sie in der  
Fridolinshütte umgekehrt sind. Danken Sie unserem  
Herrgott!“ rief er uns entgegen.

„Ein Unglück?“ brachte ich mit zitternden Lippen  
hervor.

„Abgestürzt, beide jungen Leute, die mit Ihnen  
gegangen sind, samt dem Führer. Heute vormittag  
hat man sie gefunden, zerschmettert, auf einem Vor-  
sprunge der Ostwand. Aber nur die beiden Touristen.



Vom Führer hat man keine Spur; er ist ohne Zweifel noch tiefer gestürzt in den Bergschlund hinein und jedenfalls nicht mehr zu finden."

Unser Herz schien stillzustehen. „Also doch!“ Wir wankten zu einer Bank, die vor einem Hause stand; wir mußten uns setzen. Vergeblich suchte ich nach Worten, als der Wirt fortfuhr: „Man kennt nicht einmal den Namen des Führers; er ist hier vollkommen fremd, und niemand weiß, wo der auf einmal hergekommen ist."

Endlich konnte ich mich fassen und Antwort geben. „Dummerweise habe ich mir nicht einmal Zeit genommen, sein Führerbuch genau anzusehen," sagte ich. „Daß er Zurgilgen heißt und aus dem Wallis kommt, ist das einzige, was ich sagen kann."

„Das Nähere werden wir ja bald erfahren. Ich habe das Führerverzeichnis bei mir."

Bei diesen Worten nahm der Wirt den braunen Kalender des Alpenklubs heraus und blätterte darin.

„Zurgilgen; ich kann den Namen nirgends finden," sagte er nach einer Weile kopfschüttelnd. „Sie müssen ihn nicht recht verstanden haben."

Da trat aus der Schar der Männer ein Greis hervor, der einst der beste Führer im Glarnerland gewesen war und weitherum die besten Bergsteiger gekannt hatte, und sprach bedeutsam: „Anno 1867 stürzte ein Walliserführer Zurgilgen mit einem Engländer zutode. Sie wollten wahrscheinlich vom Grünhorn direkt nach dem Tödi aufsteigen. Bis heute hat man ihre Leichen nicht gefunden."

405032

## Der verwünschte oder verhegte Wald im Brüeltobel.

Von Dr. Emil Bächler, St. Gallen.

Hinterm einsamen Bergdörflein Brülisau im appenzell-innerrhodischen Ländchen, zwischen dem Fuße des Ramor-Hofstastens und dem Alpsee, führt ein steinichter, holperiger Weg in die Felschlucht des Brüeltobels hinauf zu der mitten im dunkeln Alpental gelegenen „Platte". Wenige Schritte vorwärts gewahren wir durch eine Waldblücke hindurch die dunkelgrüne Wasserfläche des im nahen Bergtal geheimnisvoll sich ausbreitenden Sämbtisersees. Doch nicht dieser ist es, dem wir heute unsere Aufmerksamkeit widmen, sondern etwas anderes, an dem wir bei unserer Wanderung durchs Brüeltobel vielleicht ganz achtlos vorbeigegangen sind. Zwar weiß das heutige junge Bergvolk kaum mehr etwas aus dem reichen Schätze alter Bergmythologie zu „sagen". Viel eher ein altes, runzeliges Männlein oder ein längst buckelig gewordenes Großmütterchen, das uns im traulichen Gespräch aus uralten Zeiten von ihren Zwerglein, Elfen oder Riesen, ja sogar von „wildem Menschen" und Drachen aller Art zu berichten beginnt, wenn es im fremden Besucher dieses Tales einen „gläubigen" Hörer gefunden hat. So ungefähr: Wißt Ihr etwas von dem verwünschten oder verhegten Wäldlein, das hart ob den Hütten im Brüeltobel sich ausbreitet, als Beweis dafür, daß auch in der Höhle des jenseitigen Felshangs einst das Völklein der Zwerge seinen Sitz gehabt hat und nachts im Mondenschein die Hexen drunten auf der nahen Berghalde ihre Tänze aufführten? Gerade dort, wo heute das Wäldchen steht, dessen Bäume zwar nur so groß sind wie ein sechsjähriges Menschenkind und doch ein wirkliches Alter von 80—150 Jahren besitzen. Wer's nicht glauben wolle, sagte der alte Förster im Tale, der müsse eben eines dieser Zwergtännchen durchschneiden und daran die Jahrringe zählen.

Wie dieser merkwürdige, verwünschte und verhegte Wald geworden ist, das will ich hier dem freundlichen Leser des Appenzeller-Kalenders in schlichten Worten, ohne wissenschaftliche Erörterungen, mit-

teilen. Doch hören wir erst, was die fröhlich fabulierende Phantasie unserer Alten davon zu sagen weiß:

„Mitten in der etwa achtzig Meter hohen Felswand, rechts ob den Hütten im Brüeltobel, im sogenannten „Wildschilcheli" \*) hauste einst das nedische, aber den Menschen wohlgesinnte und hilfreiche Volk der Zwerge. Sie behüteten in der Höhle reiche Schätze an Gold, Silber und andern Kostbarkeiten. Im hintersten Gemache bligte es von lauter Edelsteinen in allen Farben auf. — Einst begab es sich, daß die Zwergkönigin eines Kindleins genesen sollte. Da wurde die „weise Frau" vom nahen Dorfe Brülisau gerufen, die der kleinen Königin Hilfe leisten mußte. Wie groß war die Freude, als dem Zwerghepaar ein munteres Knäblein geschenkt wurde. Zum Dank für ihre Mühe erhielt die geschickte Helferin ein Geschenk in ihre Schürze, mit der strengen Weisung, sie erst zu öffnen, wenn sie zu Hause angelangt sei. Allein die Neugierde ließ ihr keine Ruhe und ehe sie tausend Schritte von der Zwerghöhle entfernt war, öffnete sie die Schürze, um zu sehen, was darin geborgen sei. Wie erschrak sie, als sie nur dürres Laub vorfand. Unwillig warf sie „das lumpige Zeug" weg und kam so ohne glänzenden Lohn nach Hause. Doch an der Schürze waren, wie sie erst jetzt sah, einige Goldstücke hängen geblieben. „Wie ungeschickt von mir," rief sie, „das dürre Laub hinwegzuwerfen, das nun, zu Gold geworden, uns aller irdischen Sorgen enthoben hätte!" Vergebens kehrte sie zurück, die Stelle wieder zu finden, wo sie das Laub ausgeschüttet hatte, und auch der Ruf zu den Zwergen hinauf nach nochmaliger Belohnung verhallte an der Felswand.

Da regte sich in ihr und ihrem Manne der Neid auf die reichen Zwerge. Bald hatte der Mann ein Duzend Gleichgesinnter vom Dorfe zusammengerufen, die den Zwergen Rache schwuren und sich

\*) Das ist nicht das „Wildschilcheli" des Höhlenbären und Etkhardts, das im Ebenalpstock liegt.